

(Nachdruck verboten.)

Madame d'Ora.

1)

Roman von Johannes B. Jensen.

1.

Die Mittagsglocke an Bord des „Dacharach“ hatte die Passagiere hinabgerufen, die Decks lagen leer da. Oben auf dem oberen Promenadendeck wanderte ein Mann allein zwischen den Rettungsbooten und den großen Ventilatoren umher. Er trug eine Tasche in der Hand. Er ging nach vorne und stützte sich auf das Geländer, stand da und sah zu den Zwischendeckpassagieren hinab, die in ihre groben Kojendecken gehüllt, rings umher auf dem Vorderdeck lagen. Es war ruhiges Wetter, aber die Fahrt des Dampfers erzeugte einen starken Zug; die Schornsteine heulten laut in einem sehr tiefen Ton; die farbigen Fenster in der Kuppel über dem Speisesaal waren ein wenig geöffnet, von Zeit zu Zeit konnte man Violinen da unten hören.

Ein Herr kam die Treppe hinauf und stellte sich an das Geländer, nicht weit von dem mit der Tasche entfernt; er stand eine Weile da mit einer beobachtenden Haltung, machte dann unbemerkt noch einen Schritt, so daß er dicht neben dem anderen stand.

„Guten Abend, mein Herr,“ sagte er, und es klang genau so, als wenn er eine Dame auf der Straße anredete. Der andere wandte langsam das Gesicht zu ihm herum, antwortete aber nicht.

„Schönes Wetter!“ fuhr der sprechlustige Herr einen Grad befreiter fort. „Ja, es weht ein wenig, aber das Schiff geht ja ruhig. Da — da wäre der Gut beinahe hingegangen!“

„Dann sollten Sie ihn festhalten!“ sagte der andere.

Der kleine breitschultrige Mann lachte sehr hierüber und so nichtzahnend gutmütig, daß den anderen seine Kälte ein wenig gerente und er, ohne sich zu räuspern, etwas vor sich hinhurmelte, daß es wirklich stark wehe, daß aber das Schiff trotzdem recht ruhig gehe.

Lebhaft entgegnete der breite Herr: „Ja, ist es nicht sonderbar! Zu anderen Zeiten kann es gerade umgekehrt sein. Ich reiste von Shanghai nach Honolulu, und obwohl sich kein Wind regte, tanzten wir fast die ganze Zeit die Rettungsboote abwechselnd ein. Jesus Christus wie wir rollten! — eine Dünung vermute ich. Aber gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, mein Name ist Mason, Thomas M. Mason, London. Wir haben uns bei Tisch gesehen, nicht wahr . . . Herr Edmund Hall . . .“

„Das ist mein Name.“

„Wundert es Sie, daß ich das weiß?“ sagte Herr Mason in einer anderen, niederen Tonart, die er jedoch gleich wieder in leichten Scherz übergehen ließ. „Wir sind einmüßig in der ersten Kajüte, und die neunmüßig habe ich mir nach der Passagierliste und den Nummern bei Tisch gemerkt. Der Siebenzigste, das bin ich . . . Herr Edmund Hall. Sm, Sie sind auch nicht seefrank; ich sehe, Sie rauchen. Auf See rauchen kann ich nun doch nicht, obwohl ich nicht eigentlich seefrank werde; aber der Tabak schmeckt mir nicht. Das ist eine Entbehrung. In gut drei Tagen sind wir in New York. Gestatten Sie mir eine Frage . . .“

Edmund Hall hatte dagestanden und ganz leise den Kopf gewiegt und an andere Dinge gedacht, er unterbrach Mason und fragte gedämpft:

„Können Sie die Maschine hören?“

Mason lauschte höflich einen Augenblick.

„Ja—a. Ja! Sie sind Geschäftsmann, Herr Edmund Hall?“ Hall antwortete nicht. „Sie reisen für ein Haus, Herr Edmund Hall? Ich habe die Idee —“

„Hören Sie doch einmal,“ sagte Edmund Hall leise, fast flüchelnd, und beugte sich in der hereinbrechenden Dunkelheit vor. „Können Sie die Kolben hören? Das klingt wie ein großes Herz . . . und da ist ein Nebengeräusch. Ein Klappenschüler . . .“

„Sie sind Ingenieur?“ fragte Herr Mason mit einem hastigen Blick. „Ein Klappenschüler, sagen Sie — ist etwas an der Maschine in Unordnung?“

Hall richtete sich auf und sah den kleinen Mann zum erstenmal an, leise schüttelte er den Kopf.

„Ich hoffe doch, daß Sie Ihr Leben versichert haben,“ äußerte er mit trübem Lächeln. . . . „Herr . . . entschuldigen Sie, ich habe Ihren Namen vergessen.“

„Wie beliebt!“ sagte Herr Mason und stützte. „Sie meinen, daß Gefahr im Anzuge ist? Einer der Kolben leckt ein wenig, so viel ich hören kann. Ob ich mein Leben versichert habe — was wollen Sie damit sagen? Mein Name ist Mason . . .“

„Hören Sie jetzt wieder,“ hat Hall und neigte das Ohr nach der Richtung der Schornsteine. „Hören Sie, welche eine gute, gründlich zuverlässige Maschine! Die ist beinahe so lebendig wie ein Mensch, Herr Mason, und sie ist ehrlicher. Seien Sie ganz ruhig, Sie sind völlig sicher. Wir anderen haben Ihre Wege schlaflos dagelegen.“

Mason sehte die Beine auf das Deck, richtete sich stramm auf. „Sm! Sie sagen, ich bin sicher. Vorhin fragten Sie, ob ich versichert sei. Schlaflos sagen Sie. . . Gut. Um von etwas anderem zu reden. Was sagen Sie zu unserer berühmten Reisegefährtin d'Ora? Kennen Sie sie nicht? Nein, Sie kennen die Dame nicht, Herr Hall. Sehe ich Ihnen zu gut?“

Herr Mason lachte still und anspruchsvoll, brach aber ab und begann von neuem:

„Finden Sie es übrigens nicht auffallend, daß eine Dame aus der ersten Kajüte sich in dem Maße mit den Passagieren der zweiten einläßt? Finden Sie nicht? Sie schweigen, Herr Hall. Ja, Schweigen ist bei einer solchen Gelegenheit vielleicht am allerberedtesten. Haben Sie den großen Laienprediger da hinten, achtern, in der zweiten Kajüte beobachtet, der sich wie ein Hahn spreizt? Die schöne Diva scheint Sorge um das Heil ihrer Seele zu haben . . .“

Hier schlug sich Herr Mason mit einem Knall auf den Schenkel und lachte ausgelassen. Aber er brach wieder ab und fragte tastend:

„Finden Sie vielleicht, daß Madame d'Ora zu schön und zu gut ist . . . Sie lachen nicht, Herr Edmund Hall.“

„Wollen Sie nicht hinunter und Mittag essen, Herr Thomas M. Mason?“ fragte Hall mit leisem Tadel.

„Ich bin überzeugt, Madame ist eine bezaubernde Frau gewesen, so vor fünf, sechs Jahren.“ fuhr Mason langsam fort, „aber jetzt ist sie zu stark. Nach meinem Geschmack. Jesus Christus! ich will mit Ihnen wetten, daß sie die ersten zweihundert Pfund hinter sich hat. Aber Leben ist da, weiß Gott, in dem Körper! Der Kapitän hat auch ein Auge auf sie geworfen. Wenn ich der Kapitän wäre, würde ich Madame einen Wink geben, sich in passendem Abstand von der zweiten Kajüte zu halten . . . Sie scheinen nicht zuzuhören, Herr Hall.“

„Da unten auf dem Vorderdeck ist einer, der auf der Mundharmonika spielt,“ murmelte Hall und drehte den Kopf vorsichtig nach Mason herum. Dann beugte er sich wieder vor und sah auf das Deck hinab, wo Haufen von Menschen im Schutz des Vads lagen. Die Dunkelheit gestattete nicht, die einzelnen zu erkennen.

„Hören Sie? Klingt es nicht sonderbar?“ sagte Hall beinahe zuvorkommend. Er erhob die Stimme mit einer lächelnden Schwärmerei: „Dieser jämmerliche Ton! Hören Sie doch, wie die kleine Melodie so süß gegen den Wind und die Wellen anweint. Nun schwimmen die Fische ein paar Seemeilen unter unseren Stiefeln und Schnüffeln. Hören Sie nur, wie er spielt! — Ah, wie flüchtig und fein er spielt. Wie fliegender Sommer, Sie wissen, im September! Wildgänse oben unter den Tanwollen . . . ich bilde mir ein, der Kerl ist Vierjähriger oder Totengräber . . .“

„Er hat Talent,“ sagte Mason, „freilich hat er Talent. Was spielt er doch? . . . Nach dem Ball.“

Mason wiegte sich ergriffen und fing an, die Melodie zu summen. Hall wa-dte sich ungeduldig um, fixierte den Mann, dann wandte er sich wieder ab und sah in die See hinaus, wo die Schaumfurchen, die der Bug zog, sich von den Anhaugen des Schiffes beleuchtet, kräuselten. „Ach ja, ja!“ rief Hall mit einem Seufzer aus, der wie Weinen klang. Sie schwiegen eine Weile.

Schnee unter den Stiefeln.

Von Dr. G. Gerstmann.

„Herr Edmund Hall,“ sagte Mason endlich mit einem geschäftsmäßigen Nebengeräusch in der Nase, „Herr Edmund Hall, Sie scheinen nicht wohl zu sein. Sie machen einen nervösen Eindruck, Herr Edmund Hall.“

„Wollen Sie nicht hinunter gehen und essen?“ fragte Hall müde und brutal. Wilder fügte er hinzu: „Es ist ja schon lange her, seit es geläutet hat. Ich will nicht hinunter, falls Sie aus dem Grunde warten.“

„Keinen Appetit, Herr Hall?“ fragte Mason. „Sagen Sie mir doch — ganz offen — lassen Sie uns zur Sache kommen — was meinten Sie vorhin mit der Frage, ob ich mein Leben versichert habe? Sollte das eine Drohung sein, eine freundliche Aufforderung an mich, Ihnen vom Leibe zu bleiben? Sie scheinen ein wenig aufgeregter zu sein. . . Was meinten Sie damit? Beschäftigen Sie sich mit dem Gedanken, daß mein Leben oder das Leben irgend eines anderen, aber hier speziell das meine, auf dem Spiel stehen könne? Wie, Herr Edmund Hall? Welchen besondern Grund haben Sie, die Tasche, die Sie da in der Hand halten, nie von sich zu lassen? Warum gehen Sie umher wie ein Mann, den irgend etwas bedrückt, warum sprechen Sie nicht mit Ihren Reisegefährten? Ich habe Sie beobachtet, Sie können sich darauf verlassen, daß ich Sie beobachtet habe. Sehen Sie die Sache einmal ganz ruhig an — ist es schlimm für Sie, quält es Sie? Sehen Sie es immer vor Augen?“

Jetzt wurde Hall ärgerlich, wie es schien, er wollte Ruhe haben vor diesem Menschen, dessen Rede er wohl kaum gehört hatte.

„So schweigen Sie doch endlich,“ hat er ohne irgendwelches Kolorit in der Stimme. „Was reden Sie eigentlich? Gehen Sie hinunter zum Essen und lassen Sie mich in Frieden.“

Mason trat einen Schritt zurück und brachte einen Inmurrenden Laut im Halbe hervor. Und während er ein paar Gandeisen aus der einen Rocktasche in die andere steckte, nickte er Halls Rücken zu und ging die Treppe hinab.

2.

Hall blieb allein zurück. Er ging langsam auf dem ganz kurzen Ende des Decks auf und nieder, als suche er in seinem Gedächtnis nach irgend etwas. Es war jetzt ziemlich dunkel, aber der Himmel leuchtete in kalter Klarheit. Die See hatte sich ein wenig beruhigt. Ein Heizer, der in Schweiß und schwarzem Oel gebadet war, kam aus einem Loch hervor und wandte sich teif atmend nach dem Horizont um, wo ein leichter Schimmer den Mond verklärte. Dann drehte er die Ventile besser in den Wind. Hall stand still und versuchte, dem Blick des Heizers zu begegnen, aber sie hatten einander nichts zu sagen, und der Heizer kroch wieder hinab und ließ eine kleine eiserne Luke über seinen Kopf zufallen. Hall ging ganz vorne auf die Kommandobrücke, die gleichsam in einem Altan endete, wo man fast frei in der Luft stand, haushoch über der See. Der Schaum da unten glitt leise dahin in großen marmorierten Figuren, kühl und leise. Alles war dunkel. Wie das Schiff bebte, und wie die ganze nervöse Masse trotzdem sich ruhig ihren Weg bahnte!

Es kam jemand die Treppe hinauf, Hall wandte sich mit einem Ruck um und sah einen großen Damenhut mit nickenden Federn, er zog sich weiter auf das Deck zurück, richtete seine Schritte nach einem der großen Schornsteine, wie um sich dahinter zu verbergen, blieb aber stehen.

„Kommt doch und hilf mir die schreckliche Treppe hinauf, Edmund,“ ertönte eine Stimme halb ängstlich und halb keck. Die Stimme an sich war tief und schön wie ein Cello, von wundervoller Wärme im Klang.

„St!“ sagte Hall kurz und machte eine Bewegung mit der Hand. „Der Kapitän geht oben auf der Brücke!“

Madame d’Ora blieb oben an der Treppe laut kichend stehen und sah sich um.

„Nein, wie frisch es hier weht! Warum bist Du nicht zum Essen hinuntergekommen? Der Kapitän kann uns hier nicht hören.“

„Freilich kann er es,“ entgegnete Hall kühl. „Schrei doch nicht so laut. Ich weiß, daß er französisch versteht.“

„Beruhige Dich, mein Freund. Ich werde flüstern.“

Sie blieb stehen, ohne die Arme zu rühren und drang mit ihrem Blick förmlich zu ihn hinein, während ihre Worte, die einen hoffnungsvollen Klang gehabt hatten, die Luft mit Getöse erfüllten.

(Fortsetzung folgt.)

Das wahre Wetterzeichen des Winters ist der Schnee. Schon wenn er vom Himmel herunterfällt, gibt er dem, der den Schneebom fall warmen, gemüthlichen Zimmer aus betrachtet, durch seinen Anblick die Empfindung des Winterlichen; wer freilich zur gleichen Zeit im Freien sein muß, hat oft ein recht ungemüthliches Gefühl, wenn ihm scharfe, stachelige Schneeflocken ins Gesicht fliegen, oder wenn ihm die feucht-kalten Flocken von oben her in den Halsstragen hineinstieben, aber doch sagt er sich mit einer gewissen Befriedigung: Das ist das rechte Wetter für diese Jahreszeit. Wenn sich der Schnee auf der Erde gelagert hat, ist er allerdings für den Großstädter auch bald geschwunden; hier ist es nicht die Sonne, die nichts Weißes duldet, sondern der starke Verkehr, der die weiße, saubere Decke schnell in einen häßlichen, schlüpfrigen und unangenehmen Brei umwandelt. Wo aber nur wenig Verkehr ist, oder auch in verkehrsreicher Gegend, wenn ausnahmsweise der Schnee in solchen Massen gefallen ist, daß er der Reibung der vielen Füße trotzt, macht die weite Schneefläche den großartigen Eindruck des Friedlichen, des aller leidenschaftlichen Erregung Entrückten, und das ist ja gerade der Charakter des Winters.

Aber durch Eines wird man, wenn man einige Zeit durch Schnee gehen muß, unerschrocken gestört: Der Schnee ballt sich unter den Stiefelsohlen, und hauptsächlich unter den Absätzen zu einer festen Masse zusammen, die den schnelleren Wanderer im Gehen stark belästigt; und die den Verwunden, sie durch kräftiges Aufstampfen zu beseitigen, einen eben so kräftigen Widerstand entgegensetzt und nur mit vieler Mühe zu zerstören ist. Die Mühe, die man daran setzen muß, den unter den Stiefeln zusammengeballten Schnee zu lösen, verjetzt die Menschen in nicht gerade freundliche Stimmung, vielleicht wird der Aerger geringer sein, wenn man weiß, daß man es hier mit einer merkwürdigen Naturerscheinung zu tun hat, die bei anderen Gelegenheiten großartige Natur Schönheiten zuwege bringt, nämlich mit der Regelation des Eises. Das Wort „Regelation“ hat nichts zu tun mit einer Regel, sondern ist abzuleiten von den lateinischen Wörtern *ro* = wiederum, und *gelation* = Gefrieren, starr werden.

Wasser gefriert oder geht aus dem tropfbar-flüssigen in den festen Zustand über bei einer ganz bestimmten Temperatur, die durch allgemeine Uebereinkunft als Anfangspunkt, als Nullpunkt bei allen Temperaturmessungen angenommen ist. Uebrigens geht jeder Körper bei einer für diesen Körper ganz fest bestimmten Temperatur aus dem einen in einen anderen Aggregatzustand über. Wasser wird stets und überall bei der Temperatur, die wir als Siedepunkt bezeichnen und die bei 100 Grad Celsius oder 80 Grad Reaumur liegt, dampfförmig, wie es überall bei null Grad (sowohl Celsius als auch Reaumur) zu einem festen Körper wird; Butter schmilzt bei 31 Grad (hier sind immer Celsiusgrade gemeint), Wachs bei 32 Grad, Blei bei 322 Grad, Silber bei 999, Gold bei 1144, Eisen bei 1587 Grad. Die Temperatur, bei der alle diese Substanzen in Dampf übergehen, ist noch nicht bestimmt; zu erreichen ist sie mit irdischen Mitteln sicher, denn im elektrischen Lichtbogen z. B. hat man die meisten Metalle verdampfen können, und bei außerirdischen Erscheinungen weiß man, daß in ihnen Metalle ohne weiteres als Dampf vorkommen, z. B. gibt es auf der Sonne Eisendampf. Quecksilber ist bei den auf der Erde meist vorkommenden Temperaturen, wie jeder weiß, flüssig, es gefriert erst bei 39 Grad unter Null und verdampft bei 354 Grad über Null. Eine ganz eigenartige Stellung nimmt die Kohle ein; im elektrischen Lichtbogen spritzen feine Staubchen von ihr ab, und darauf beruht gerade die Existenz der elektrischen Vogenlampen mit ihren Kohlenbögen. Man könnte also vielleicht sagen, daß man hier derjenigen Temperatur recht nahe gekommen ist, bei der Kohle verdampft. Andererseits ist es aber noch nicht gelungen, Kohle zu schmelzen, wenigstens hat man es noch nicht beobachten können. Möglicherweise wird bei den Versuchen des französischen Chemikers Moissan, der in diesem Jahre durch den Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet wurde, Kohle flüssig. Moissan hat nämlich durch die ungemein große Hitze eines elektrischen Ofens, und dann durch außerordentlich starken Druck, Kohle in die Form des Diamanten übergeführt, das heißt künstlich wirkliche Diamanten hergestellt, und vielleicht gelangt bei diesen Prozeduren die Kohle auch in den flüssigen Zustand; aber man konnte es eben noch nicht feststellen, noch viel weniger war man im Stande, die Temperatur zu messen, bei der dies sich ereignete.

Wenn nun gesagt wurde, daß dieser Körper bei dieser bestimmten Temperatur flüssig wird, bei jener dampfförmig, so sind dazu mehrere Bedingungen zu erfüllen. Zunächst muß der Körper, um den es sich handelt, rein sein, d. h. er muß frei sein von anderen Zusätzen. Wenn man einem Metall einen anderen Körper zusetzt, so bekommt es dadurch einen anderen Schmelzpunkt; Eisen z. B., dem Kohle beigemischt ist, schmilzt schon bei etwa 1100 Grad, also erheblich früher, als reines Eisen. Eine Legierung von mehreren Metallen schmilzt bei einer Temperatur, die sich von der Schmelztemperatur jedes einzelnen der in der Legierung enthaltenen Metalle wesentlich unterscheidet, und zwar liegt dieser Legierungsschmelzpunkt stets unter dem Schmelzpunkt jedes Bestandtheils. Man hat recht merkwürdige Legierungen zusammengesetzt. Das sogenannte Rosische Metall z. B. besteht aus 25 Proz. Blei, 25 Proz. Zinn und 50 Proz. Wismuth, es schmilzt schon bei 95 Grad.

die Woodfche Legierung besteht aus 12 $\frac{1}{2}$ Proz. Cadmium, 12 $\frac{1}{2}$ Proz. Zinn, 25 Proz. Blei und 50 Proz. Wismuth — sie schmilzt schon bei 65 Grad, also diese beiden Legierungen schmelzen schon, wenn man sie in siedendes Wasser legt. Wenn man gewisse Salze, zum Beispiel gewöhnliches Kochsalz, in Wasser auflöst, so gefriert diese Lösung auch bei einer Temperatur, die niedriger ist als diejenige, bei der Wasser gefriert. Nun ist aber die Temperatur, bei der eine Flüssigkeit fest wird, dieselbe, bei der dieser feste Körper in den flüssigen Zustand zurückkehrt, es ist eben die Grenztemperatur für den Uebergang zwischen festem und flüssigem Zustand. Also wird auch die gefrorene Salzlösung schon bei einer Temperatur unter null Grad flüssig, d. h. bei null Grad kann sie nicht als fester Körper bestehen. Daraus beruht es, daß man durch Zusatz von Salz zum Schnee diesen zum Schmelzen bringen kann; das zugelegte Salz hat die Neigung, sich mit dem Wasser, das als Schnee vorhanden ist, zu einer irgendwie, flüssig oder fest, beschaffenen Lösung zu verbinden. Der Schnee hat die Temperatur von Null Grad oder doch im allgemeinen von wenig unter Null Grad; bei dieser Temperatur kann die Mischung von Salz und Wasser nicht in festem Zustand bestehen, sie wird flüssig, d. h. der Schnee schmilzt, und das war es ja eben, was man beabsichtigte.

Das zweite Erfordernis dafür, daß ein Körper bei einer bestimmten Temperatur aus einem in einen anderen Aggregatzustand übergeht, ist, daß er unter einem bestimmten Druck steht. Man kann sich diesen Uebergang so vorstellen, daß beim Flüssigwerden die sehr nahe an einander gelagerten Moleküle des festen Körpers sich etwas von einander entfernen, sich auflodern, und beim Verdampfen entfernen sie sich völlig von einander. Wenn man nun den Körper zusammenbrückt, so ist die Entfernung der Moleküle von einander erschwert, sie kann nicht bei der Temperatur eintreten, bei der sie vorkam, bevor der große Druck ausgeübt wurde, sondern man muß den Körper noch weiter erhizen, dann erst bekommen sie die Kraft, den Außendruck zu überwinden und sich von einander loszureißen. Auf diese Weise kommt es, daß der Schmelzpunkt und der Siedepunkt bei einer um so höheren Temperatur liegt, je größer der Druck ist. Die vorher angegebenen Siede- und Schmelztemperaturen gelten unter der Voraussetzung, daß der siedende oder schmelzende Körper unter demjenigen Druck steht, unter dem sich alles befindet, was auf der Erde existiert, nämlich unter dem Druck unserer Atmosphäre, d. h. unter einem Druck, der ebenso groß ist wie der, den eine Quecksilbersäule von 760 Millimeter Höhe ausübt. Wenn man also Wasser einem bestimmten Druck aussetzt, so ist sein Siedepunkt nicht mehr 100 Grad Celsius, sondern das Wasser muß, um zu verdampfen, noch mehr erhitzt werden, und zwar umso mehr, je größer der auf ihm lastende Druck ist.

Will man nun Eis, das unter einem größeren Druck steht als unter dem einer Atmosphäre, zum Schmelzen bringen, so tritt eine ganz außerordentliche Ausnahme ein. Nach der allgemeinen Regel müßte dies Eis über null Grad erwärmt werden, damit seine Moleküle den Ueberdruck überwinden und in den flüssigen Zustand aufgelodert werden können. Aber Wasser, das sich in der Nähe des Gefrierpunktes befindet, und Eis in der Nähe des Schmelzpunktes bilden überhaupt eine große Ausnahme in der Natur. Während sich der Körper bei der Erwärmung ausdehnen, bei der Abkühlung zusammenziehen, dehnt sich Wasser, das 4 Grad über Null warm ist, bei weiterer Abkühlung aus, auch wenn es zu Eis gefroren ist und noch etwas abgekühlt wird, dehnt es sich aus; erst bei noch weiterer Abkühlung des Eises tritt wieder die gewöhnliche Zusammenziehung ein. Mit diesem Ausnahmeverhalten in enger Verbindung steht nun die Tatsache, daß Wasser, das unter einem größeren Druck steht, nicht bei größerer Wärme gefriert, sondern bei größerer Kälte. Und ebenso wird Eis, das unter einem größeren Druck steht, als unter dem einer Atmosphäre, nicht bei größerer Wärme zur Verflüssigung aufgelodert, also schmelzen, sondern schon bei größerer Kälte; bei null Grad kann also das gedrückte Eis nicht mehr bestehen, sondern es schmilzt. Wenn nun bei null Grad, oder selbst noch ein wenig unter null Grad, ein Mensch auf den Schnee tritt, so steht dieser Schnee, der bekanntlich aus lauter kleinen Eiskristallen besteht, unter dem Druck der Luft, und außerdem noch unter dem Druck des über ihn gehenden Menschen; unter diesem Ueberdruck kann das Schnee-Eis nicht fest bleiben, es schmilzt. Aber um zu schmelzen, müssen die Eismoleküle aneinandergerissen werden; dazu bedarf es einer gewissen Kraft; diese Kraft kann nicht aus dem Nichts erzeugt werden, sondern sie muß irgend woher genommen werden. Es ist keine andere Kraftquelle in der Nähe, als die dem Schnee oder dem schmelzenden Schnee innewohnende Wärme; denn eine bestimmte Wärme hat ja auch der Schnee, was wir schon daher wissen, daß man ihn noch abkühlen kann, und Wärme ist ja eine Bewegung der Moleküle; wenn man etwas dieser Kraft entzieht, wie es hier geschieht, so behalten sie nur so viel Kraft, daß sie kleinere Bewegungen vollziehen können, das heißt, sie werden kälter, und zwar kühlen sie sich, während sie schmelzen, so sehr ab, daß sie nunmehr die tiefe Temperatur, die Kälte, haben, bei der das gedrückte Wasser gefriert. Also indem der Schnee schmilzt, und schon durch diesen Vorgang selbst, gefriert er wieder unter dem einerschreitenden Menschen — welche eine komplizierte und interessante Erscheinung! Der Schnee ist wieder gefroren, und zwar, während er früher lockere Kristalle bildete, ist er jetzt zu der festen Masse geworden, die unter dem Stiefel fest ansetzt, sich nur schwer löst und den Menschen in die Gefahr

des Umfallens bringt. Bei großer Kälte hat auch der Schnee die Kälte, bei der er selbst unter dem Druck des Menschen fest bleibt und nicht schmilzt. Daher kommt es, daß bei großer Kälte die unangenehme Regelation des Schnees unter den Stiefelsohlen nicht beobachtet werden kann, bei dieser Kälte geht man bequem und ungehindert durch den Schnee.

Wenn auf hohen Bergen der Schnee einen Einschnitt zwischen zwei Felsen ausfüllt, so wird er von diesen Felsen so zusammengedrückt, daß er bei null Grad nicht fest bleiben kann; er schmilzt, aber zum Schmelzen braucht er Wärme, er kühlt sich so stark ab, daß er zum festen Eis wird, es entsteht das prachtvolle Gletschereis. Der Gletscher befindet sich in einem fortwährenden Schmelzen und Wiedergefrieren, er gerät in Fluß und schmiegt sich dabei stets den ihn umgebenden Felswänden an. Das somit so spröde Eis ist durch die Regelation plastisch geworden, ähnlich dem Wachs, es kann beliebige Formen annehmen und dadurch die bewundernswerte Erscheinung bilden, die wir im Gletschereis vor uns haben — und im Grunde genommen ist der Vorgang derselbe, wie der beim Schnee unter den Stiefeln. —

Kleines feuilleton.

Eine Erinnerung an die Kommune. Ein merkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß am Tage nach dem Auszug des Pariser Erzbischofs aus seinem Palast ein Mann zu Grabe getragen wurde, der beim tragischen Ende eines seiner Vorgänger eine hervorragende Rolle gespielt hat. Emile Fortin war der Führer des Exekutionspelotons, das am 24. Mai 1871 den Erzbischof Darbois ausführte. Die Vorgeschichte dieses Ereignisses ist bekannt. Die Verhaftung des Priesters am 4. April, das vergebliche Angebot der Kommune, ihn gegen gefangene Föderierte auszutauschen, das feige Ausweichen des mit den Verhandlungen betrauten Generalvikars Lagarde, der trotz des erzbischöflichen Befehls nicht nach Paris zurückkehrte, das tüdliche Ausweichen Thiers, der durch Preisgebung des den Ultramontanen verhassten liberalen und gallikanischen Kirchenfürsten die Jesuiten verpflichten wollte. Am 21. Mai dringen die Versailler in Paris ein und der Todesstampf der Kommune beginnt. Am 22. wird eine Anzahl Geiseln, darunter der Erzbischof, aus dem Gefängnis von Mazas nach der Roquette übergeführt. Zwei Tage später schlägt die aus dem brennenden Stadthaus fliehende Kommune ihren Sitz in der ganz nahe gelegenen Mairie des 11. Arrondissements auf. Die Detoute aber greift um sich, die Schreden des Verzeihungstampfes, die Berichte über die Greuelthaten der siegreichen Soldateska werden die wildesten Vergeltungsgedanken in den siebernden Gemütern. Da erscheint — so erzählt der ehemalige Kommunar Magime Villame in der „Aurore“ — in der den Place Voltaire erfüllenden Menge ein Mann mit roter Schärpe, den Säbel an der Seite. Er befeigt eine Bank und schreit: Wer kommt mit mir? Und ein Blatt Papier schwingend erklärt er: Hier ist die Order, sechs Geiseln zu erschicken, zur Vergeltung für sechs der Unseren, die bei der Mabelleinekirche geflüchtet worden sind. Wer kommt mit? — Alle, alle... Auf, nach der Roquette. Und das Peloton, von dem Mann mit der roten Schärpe geführt, setzt sich in Bewegung. Der Mann war Fortin, der Sekretär Ferrés, des Delegierten des Sicherheitswesens. Fortin präsentiert den Befehl dem Gefängnisdirektor Francois. Sechs Geiseln sind genannt. Die Namen werden vor den Föderierten laut verlesen. Der Befehl wird gegeben, sie aus den Zellen zu holen, als ein Schrei ertönt: Und der Erzbischof, Warum ist nicht der Erzbischof aufgeschrieben? — Die Order wird in die Mairie zurückgebracht. Ferré fügt der Liste die simplen Worte bei: Und in besonderem dem Erzbischof. — Es ist das Todesurteil des Prälaten. Man kehrt zum Gefängnis zurück. Die Gefangenen werden herabgeholt und vor dem Peloton, das Gewehr bei Fuß aufgestellt ist, erscheinen die Opfer: der Erzbischof, der Pariser der Mabelleinekirche Deguery, drei andere Geistliche und der Präsident Bonjean. Der Erzbischof, mit müden Zügen, den Bart fast ganz weiß, stützt sich mühselig auf das Geländer einer kleinen Treppe, die zum Postgang führt. Auf der Brust des Erzbischofs steht man das Kreuz leuchten, das ihm einst der Erzbischof Affre vermacht hat, der im Juni 1848 bei einem Versöhnungsversuch auf den Barricaden erschossen worden war. Darob bemerkt zum anwesenden Revolutionär Lotte, dem Freunde Blanqui, der ihn im Verlauf der Austauschverhandlungen oft in Mazas aufgesucht hat, mit trauriger Stimme: Ich sterbe mit diesem Kreuz auf der Brust. Sehen Sie, Herr Lotte, wie Monseigneur Affre, als Opfer des Bürgerkrieges. — Die Geiseln werden zu einer hohen Mauer geführt. Zwanzig Meter davor stellt sich das Peloton auf, das der Oberst Sicard vom Generalstab der Polizei präfixur kommandiert. Fortin steht bei ihm. Es wird totenstill. Sicard will Feuer kommandieren, da bemerkt er, daß er seinen Säbel nicht bei sich hat. Fortin reicht ihm den seinen — der in Wirklichkeit der Ferrés selbst ist. „Feuer!“ Fünf der Verurteilten fallen. Der Erzbischof bleibt aufrecht. Er ist nur an der Hand verwundet. Ein Feuerwehrtmann in der ersten Reihe, dem die Versailler einen Bruder erschossen haben, ladet sein Gewehr von neuem. Ein anderer schreit: „Ist der Mensch gepanzert? ...“ Der Prälat sinkt tödlich getroffen nieder. ... Als die Leute des Hinrichtungszuges in den Gefängnishof zurückkamen, schlug es acht. Die Leichen wurden in der Nacht nach dem nahen Pere Lachaise geschafft und in ihren Kleidern begraben, ganz nahe der Mauer, die bald andere,

zahlreichere Opfer fallen sehen sollte — der „Mauer der Föderierten“. Die Erschießung der Geiseln blieb nicht ungerächt. Nach der Erstürmung der Mairie des 11. Arrondissements wurden, eine ganze Woche lang, Hunderte von Kommunisten zur Mauer der Miquette geführt. Auch sie starben mutig — „mit Frechheit“, wie die Sieger jagten. Emile Fortin gelang es, sich den ersten Verfolgungen zu entziehen und so sein Leben zu retten. Er wurde zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, die er in Kaledonien verbrachte. Nach der Amnestie kehrte er zurück und verlebte den Rest seiner Tage als gewissenhafter, bescheidenen Arbeiter, den Ideen für die die Kommune gekämpft hat, ergeben, ohne jedoch irgendwie hervorzutreten. Aus seinen Mitteilungen hat Guillaume die Details seiner Erzählung gewonnen.

Theater.

Freie Volksbühne (im Berliner Theater): „Die Häuser des Herrn Sartorius“. Komödie in drei Akten von Bernard Shaw. Daß diese Satire auf die englische Geldmoral in London wütend niedergezischt wurde, ist ja einig-maßen begreiflich. Daß aber auch in Berlin noch von keiner Bühne ihre Aufführung gewagt wurde, spricht dafür, daß die britische wie die deutsche Geldherrschaft dieselbe ist. Dort wie hier ist sie von derselben Seite tödlich verwundbar — aber auch tödlich heilig. Man läßt sich bei uns wohl Gorkis „Bagabunden“ gefallen. Teils aus Verwerflichkeit, teils aus Heuchelei. Aber sobald der Mammonismus angegriffen wird, versagt sofort der Mut unserer einheimischen Theaterbudenbesitzer, genau wie jenseits des Kermellanals. Die Shaw'sche Komödie schießt sich echt englisch an. Aber haben wir denn nicht auch bei uns unzählige Mietstaternebesitzer, die von der notorischen Armut den letzten Groschen erpressen, ohne sich jemals über ihr verworrenes Gewerbe Gewissensbisse zu machen? Sie scharren das Blutgeld hausfein zusammen — mögen darüber unzählige Menschen zugrunde gehen. Und haben wir nicht übergenug Kapitalisten, die nur immer darauf bedacht sind, eine möglichst hohe Rente aus ihrem Gelde herauszuschlagen, ganz gleich, durch welche Mittel sie gewonnen wird? Das herzlose Gammertum sitzt allemal im Ringe der oberen Lehntanten: dieser Wahrheitsfay ist so alt, wie die sogenannte „Kultur“ welt. Bernard Shaw hält keinen Landsleuten in dieser Komödie ähnliche „unerfreuliche Tatsachen“ vor Augen, wie in „Fran Warrens Gewerbe“. Es sind die Tatsachen einer skrupellosen Ausbeutung der proletarischen Masse, bei Licht besehen: der Verarmten unter den Armen. Das Milieu erscheint nur ein wenig verschoben. Die Motive sind dort wie hier die gleichen. Und auch die Erhebung der Verbrechermoral zur gesellschaftlichen Tugend ist sich gleich geblieben. Daß Sartorius wirklich ein erbärmlicher Kerl sein soll, wofür er im Londoner Armenviertel gilt, glaubt er selber am wenigsten. Wie käme er dazu, seinerseits zur Verbesserung der Existenz beizutragen? „Wenn“, so schließt er, „Menschen sehr arm sind, kann man ihnen nicht helfen“. Also nimmt man, wo und was man kriegen kann. Seine Tochter verleugnet ihre Abstammung ebenso wenig. Ihr ist die Armut verächtlich, hassenswert, verabscheuungswürdig. Zur Lady erzogen, teilt sie obendrein die Anschauung der Damen von Stand. Die Klasse, das Temperament: das sind freilich die Unterscheidungsmerkmale zwischen den Töchtern plutokratischer und aristokratischer Familien. Der von diesem letzteren Flügel herkommende Dr. Trend teilt aber auch dieselbe Begreifungslosigkeit in der Frage der Geldmoral, obwohl gewissermaßen auf Umwegen. Geld stinkt nun einmal nicht. Deshalb heiraten sich die beiden, nämlich Blanche, des Sartorius Tochter und Dr. Trend schließlich doch. Die Amoral bleibt Sieger. Auch dieser Komödie hastet ein Zug ins Große an. Die Satire trifft mit brennendem Pfeil ins schwärzeste Herz — wär's auch ein harter Stein. Sie verursacht tödliche Wirkung um so mehr, je besser sie zur Darstellung kommt. Und die Darstellung war vorzüglich. Villy v. Helling (Blanche), Claudius Merten (Sartorius), Ferdinand Kurth (Dr. Harry Trend), Paul Rehler (William), schließlich Adolf Steinert als Regisseur wie anstelle des plötzlich erkrankten Hermann Picha als Darsteller des schmutzigen Viechseife und Margarete Albrecht (Stubenmädchen) boten vorzügliche Leistungen. Aufrubr, wie seinerzeit in London, erregte die Komödie zwar nicht, aber sie errang einen starken Erfolg. e. k.

Musik.

Neuerdings reißt an den Operettenbühnen der Unflug ein, von verstorbenen Meistern Stücke anzuführen, die so viel Neubearbeitung enthalten und so wenig nach ihrem Ursprunge bezeichnet werden, daß man schließlich nicht weiß, wie weit man ein Werk des Meisters selber vor sich hat. Namentlich Johann Strauß wurde in dieser Weise ausgebeutet. Diesmal ging es über den vor sieben Jahren verstorbenen Karl Millöcker her. Jemandem hatte man aus seinem Nachlaß eine dreiaktige Operette konstruiert: „Cousin Bobby“; als Textdichter zeichnen zwei Junge, Benno Jacobson und Franz Wagner. Das Theater des Westens war es, das am vergangenen Sonntagabend diese Neuheit brachte. Wie wenig vom Inhalt erzählenswert ist, sieht man leicht aus der einen Andeutung, daß die mazedonischen Verwandten eines Hoteliers, der Nero Sansleben heißt, mit einem Impresario und seiner mazedonischen Variététruppe verwechselt werden. Die Musik führt uns zu den im guten Sinne

des Wortes primitiven Frühzeiten der Operette zurück: vollständige Melodik, kein tiefdramatisches Streben, aber auch kein Haken nach Raffinement. — Die Aufführung brachte der jetzigen Direktion, die sich wohl noch immer aus früherem Unheil herausarbeiten muß, einen lauten Erfolg. Dazu taten ganz besonders die schauspielerischen Künste der Darstellenden mit. In erster Linie nennen wir einen, der in Gefahr ist, zuletzt zu kommen: William Hagthausen; er ist einer der würdigsten Künstler, die wir kennen, derzeit ohne rechte Verwertung seiner Kräfte und diesmal mit einer sozusagen unmöglichen Rolle bedacht, in der er jedoch alles Beste tat. Neben ihm ist als Sängerin Lina Doninger zu nennen, und abgesehen von kleinen Störungen bewährte sich in dieser Weise auch Alma Saccar. Als die komischen Helden des Abends betätigten sich Fritz Werner und Reinhold Bellhof, dieser trotz schwerer Indisposition, die er zur Rettung des Stückes gut überwand. H. S.

So ach! Im Canon fingen wir,

daß du gehst fort von hier.

O! O! O! ach! O — o — ach — im,
das ist gar sehr schlimm. Uhu.

Diesen Canon („in der Quinte“) brachte vorgestern, Sonntag, der Berliner Volksthor Herr Professor Josef Joachim als Ständchen dar, zum Dank für seine wahrhaft freundliche Veranstaltung eines Kammermusikabends. Den Canon hatte der Theorielehrer des Geseierten, Moritz Hauptmann, am 12. Oktober 1845 seinem damaligen Schüler zu einem Abschied ins Stammbuch geschrieben. Für den Meister war diese Aufführung überraschend gekommen, und er dankte dem Chor mit der schlichten Sachlichkeit und Herzlichkeit, die das Leben und Wirken dieses Künstlers auszeichnet. Im Konzert hatte er (mit den Herren Karl Haller, Ad. Müller und Rob. Hausmann) drei klassische Streichquartette gespielt, in jener klassischen Vortragweise, mit der sich die Kritik bereits oftmals auseinandergehet hat. Ein entgegenkommendes Hören belohnt sich durch die außerordentlichen Feinheiten, in denen das Spiel Joachims und der Seinigen lebt. Daß daneben auch stark abweichende Vortragweisen möglich und bekannt sind, bedarf hier am ehesten deshalb der Erwähnung, weil wir es als interessant begrüßen würden, wenn der Berliner Volksthor uns später auch mit anderen Kammermusikern bekannt machen wollte. — Zwei Tage vorher hatte die genannte Gesellschaft, die sich allmählich zu einer eigenen Bedeutung im Berliner Musikleben aufschwingt, einen Einführungsabend veranstaltet; es sprachen Dr. Leichtentritt über „Kammermusik“ und Dr. Guttmann über Joachim. Wie dankenswert solche lehrhafte Hülfsen sind, haben wir selbst mehrmals angedeutet. sz.

Notizen.

— Die meistgelesenen Bücher des letzten Jahres suchte „Das literarische Echo“, wie alljährlich, durch eine Umfrage bei den Leihbibliotheken zu ermitteln. Für die Zeit vom Oktober 1905 bis Oktober 1906 werden von 144 Leihbibliotheken als am meisten gelesen angegeben:

Frenssen, Hülfigenlei	121 mal
Wiebig, Einer Mutter Sohn	83 „
Böhme, Tagebuch einer Verlorenen	83 „
Herzog, Die Wislottens	60 „
Heer, Der Wetterwart	43 „
Stilgebauer, Göb Kraft	38 „
Seeffern, 1906	36 „
Dmpteda, Herzeloibe	32 „

Als meistgelesene Autoren ergeben die Tabellen in nahezu derselben Reihenfolge:

G. Frenssen	128 mal
E. Wiebig	91 „
M. Böhme	84 „
H. Herzog	71 „
F. C. Heer	48 „
G. v. Dmpteda	46 „
E. Stilgebauer	38 „
„Seeffern“ (Dr. F. Grautoff)	36 „

Das Ergebnis ist nicht gerade erfreulich, wenn es auch kein allgemeines Urteil zuläßt, da das Leihbibliothekenpublikum nur einen Teil des Lesepublikums darstellt. Der literarische wertlose Roman von Stilgebauer und das wohl meist des Stoffes wegen gelesene Tagebuch einer Verlorenen waren schon in der vorjährigen Statistik enthalten und zwar an erster und zweiter Stelle. Bemerkenswert ist, wie schnell Modebücher wieder außer Kurs gesetzt werden. Frenssens „Jörn Uhl“ und „Ruddebrooks“ von Mann wurden in dem verfloßenen Jahr nur noch wenig begehrt, auch Becherleins „Jena oder Sedan“ ist gierlich von der Bildfläche verschwunden. Von der Kritik vielfach anerkannte Bücher fehlen unter den meistgelesenen. Das ist auch bezeichnend.